

## Buchbesprechungen

### Vom Eigenleben der Dinge

JOACHIM VON KÖNIGSLÖW: **Vom Eigenleben der Dinge. Entdeckungen in der alten deutschen Kulturlandschaft, aufgefunden und fotografiert in Westfalen**, Verlag Ch. Möllmann, Borchten 2019, 182 Seiten mit zahlreichen Farbfotos, 28 EUR

»Die Welt muss romantisiert werden. So findet man den ursprünglichen Sinn wieder. [...] Indem ich dem Gemeinen einen hohen Sinn, dem Gewöhnlichen ein geheimnisvolles Ansehn, dem Bekannten die Würde des Unbekannten, dem Endlichen einen unendlichen Schein gebe, so romantisiere ich es.« (Novalis: »Logologische Fragmente«). – Diesen Auftrag des Novalis hat Joachim von Königslöw zutiefst verinnerlicht. Davon zeugen seine eindrücklichen Fluss-Biografien (»Flüsse Mitteleuropas«, Stuttgart 1995), seine Brücken-Porträts (»Brücken. Mysterien des Übergangs«, Stuttgart 2004) ebenso wie seine Landschaftsmonografie über das Sauerland (»Ruhr und Lenne. Das Sauerland im Spiegel seiner Gewässer«, Borchten 2012) oder viele seiner Gedichte (»Märzflut«, Borchten 2014).

Jetzt hat der nun 80-jährige Historiker und Slawist – den Lesern dieser Zeitschrift durch zahlreiche Aufsätze zu geschichtlichen, landeskundlichen wie aktuellen Themen gut bekannt – eine weitere Frucht seiner Lebensarbeit vorgelegt, die vom »Eigenleben der Dinge« handelt. Seine von kurzen Essays begleiteten Fotos geben den unscheinbaren Dingen in der Landschaft eine Art Ewigkeitscharakter – gerade dadurch, dass er sie in ihrer Vergänglichkeit zeigt: verwitterte alte Zaunpfähle; Feldscheunen und zerfallende Schuppen; kleine, nur noch wenig benutzte Furten; abenteuerliche Hochsitzkonstruktionen; Feld- und Waldwege; Aussichtsbänke; Kapellen und Wegkreuze; aufgelassene Steinbrüche; alte Grabsteine ... Es sind Relikte einer alten Kulturlandschaft, die auch noch im Verfall ihre Schönheit bewahren. Einmal greift er auch etwas Modernes auf, wenn er einer sich in die Landschaft harmonisch einfügen

den Feldscheune eine fensterloses Lagerhalle gegenüberstellt, die das Tal verschließt. Ohne Zusammenhang mit der Umgebung und ohne einsehbare Funktion wirkt letztere wie die Erscheinung von einem anderen Planeten.

An dieser Stelle wird deutlich, wie die gewachsene Kulturlandschaft immer menschliche Züge trägt. Und so entwickelt von Königslöw auch an jedem der Dinge einen geradezu menschenkundlichen Zusammenhang: Die leise Neigung des rissigen Zaunpfahls wird zum Bild der Demut. Die Aussichtsbank in der Landschaft ist für ihn ein Geschenk des siebenten Schöpfungstages und Ausdruck einer »Ur-Zufriedenheit«, die sich auf den Wanderer überträgt. Außerdem trägt sie der Tatsache Rechnung, dass der Mensch als Paar erschaffen wurde! An den Hochsitzen, diesen »seltsamsten Architekturen« (S. 67), erkennt er das Prinzip der Dreigliederung des menschlichen Organismus. Der aufgelassene Steinbruch vernarbt mit der Zeit wie eine Wunde, lässt aber den Menschen zugleich noch die immerwährende Dynamik des Schöpfungsgeschehens spüren, »die sowohl von außen her aus dem Kosmos als auch vom Innersten her unsere Erde ergreift und gestaltet« (S. 135). Eine Feldkapelle wird zum »Auge« der Landschaft, eigens dafür geschaffen, meinen Blick auf die weite schöne Landschaft zu weiten«, während eine Waldkapelle »ganz Ohr«, ganz Innenraum und Hörorgan zu sein« (S. 117) scheint. Und das Kreuz – auf einem Gipfel, am Wegrand oder auf dem Gottesacker stehend – zeigt das »Urbild des Menschen in der Erscheinung Christi« (S. 148).

Ganz im Sinne dieser Beispiele geht von Königslöw in der Mitte des Buches der Frage nach:

»Gibt es eine christliche Kulturlandschaft?« (S. 107ff.) Im Unterschied zu Gegend, Umgebung oder bloße Natur ist Landschaft für ihn ein Stück Erde, das uns als »Antlitz« gegenübertritt und so Ausdruck eines Lebewesens ist. »Aber wer ist es, der uns daraus anschaut oder anspricht?« (S. 107) Der Christus, der zum Geist der Erde geworden ist: »Aus Kraut und Stein und Meer und Licht, / Schimmert sein kindlich Angesicht« (Novalis: »Geistliche Lieder 12«). Das Urbildliche und Reine des Kindes ist immer Prophetie und Versprechen dessen, »was in jedem Kinde, in jedem Menschen, als Zukunft und als Erdenmission veranlagt ist« (S. 107f.). Insofern ist Landschaft stets Kulturlandschaft, »ein durch das Bewusstsein und durch die Hände der Menschen gegangenes Stück Erde« (S. 108). Dass dies auch zu Zerstörungen führen kann, liegt in der Möglichkeit der Freiheit, die Christus dem Menschen gebracht und die letztlich zu dessen Emanzipation von den in der Erde waltenden göttlichen Kräften geführt hat. In dieser Situation sieht von Königslöw seine Aufgabe darin, »in der vergehenden Welt alter Kulturlandschaften dem Weiterleben und Verwandeln mancher Dinge in ein poetisches Zwischenreich« (S. 109) nachzuspüren und ihnen so das Eichendorfsche »Zauberwort« zu entlocken. Dass dies nicht zu sentimentaler Nostalgie führt, zeigt mir die innere Bewegung, in die ich durch das Anschauen der Bilder und das Lesen der sie begleitenden, sehr persönlichen und oft auch humorvollen Texte versetzt wer-

de. Es entsteht in mir ein neues Gespür für den innigen Zusammenhang von Erde und Mensch und damit auch für die Verantwortung, die wir für die Erde tragen. So gelingt es ihm, etwas »zu sagen, versteht, / oh zu sagen so, wie selber die Dinge niemals / innig meinten zu sein.« (Aus Rainer Maria Rilke: »Duineser Elegien IX«).

Aus dem Vermächtnis einer untergehenden Welt wird so ein Zukunftsauftrag, und dieser wiederum ist das Vermächtnis eines Autors, der sich während eines langen Lebens hingebungsvoll dem »Eigenleben der Dinge« zugewandt, dieses fruchtbar gemacht hat und sicherlich noch weiter machen wird. Joachim von Königslöw ist ein Künstler des Wortes und der Rede ebenso wie des Bildes und der Imagination, dem es immer wieder gelingt, an Dingen und Ereignissen die Herkunft des Menschen aus dem Göttlichen erfahrbar zu machen, dies mit dem aktuellen Zeitgeschehen zu verbinden und so Zukunftsimpulse anzuregen – einmal mehr im Sinne des Novalis: »Man sieht nun aus bemoosten Trümmern / Eine wunderseltame Zukunft schimmern / Und was vordem alltäglich war / Scheint jetzo fremd und wunderbar.« (aus »Astralis«) – Zum Abschluss noch ein »Spruch« aus von Königslöws eigener Feder (aus »Märzflut«): »Freue dich am Kleinsten! / Same sei's und Kraft, / In der Wunde wurzelnd, / Die dich tief durchklafft! // Möcht' es dann gelingen, / Dass ein Blüh'n draus wird: / Zwischen dunklen Dingen, / Die dein Schritt durchirrt.«

*Stephan Stockmar*

## Eine Einweihungskrise in Briefen

ANDREJ BELYJ & NATASCHA POZZO: **Dornacher Briefe 1913-1917**, aus dem Russischen von Christoph Hellmundt, mit einem Nachwort von Thomas R. Beyer Jr., hrsg. und eingeleitet von Johannes Nilo, Verlag am Goetheanum, Dornach 2019, 201 Seiten, 23 EUR

2012 reiste der amerikanische Belyj-Forscher Thomas R. Beyer Jr. nach Dornach, um offene Fragen zu Andrej Belyjs Reisebibliothek zu klären. Der bedeutende russische Schriftsteller war 1912 Rudolf Steiners esoterischer Schüler geworden und hatte sich von 1914 bis 1916 in Dornach aufgehalten, wo er zusammen mit sei-

ner Frau Assja Turgenjewa beim Bau des ersten Goetheanums mitwirkte. Bei der Sichtung des Nachlasses von Natascha Pozzo – geborene Turgenjewa und ältere Schwester Assjas – stießen Beyer und Johannes Nilo, damals Leiter der Goetheanum-Dokumentation, auf Briefe aus der Zeit 1915/16. Für die Belyj-Forschung

war dies ein sensationeller Fund, denn Belyjs autobiografische Darstellung der für ihn krisenbeladenen Zeit in Dornach bricht im August 1915 ab (auf Deutsch publiziert als ›Geheime Aufzeichnungen‹), der autobiografische Roman ›Aufzeichnungen eines Sonderlings‹ hingegen beschreibt die Rückreise nach Russland im Spätsommer 1916. Die zahlreichen Retrospektionen in das Leben vorher verschweigen dabei die Beziehungen zu Natascha.

Die Publikation enthält neben einem Vorwort von Nilo und einem Nachwort von Beyer dreizehn Briefe Belyjs an Natascha, einen klärenden Brief von Natascha an Belyj und zwei Briefe an Natascha von Emil Medtner, ehemals Kollege und enger Freund von Belyj. Neben Faksimiles der Briefe und weiterer Materialien findet sich außerdem eine kurze Biografie, die Assja Turgenjewa auf Bitten Marie Steiners über Leben und Werk ihres Mannes verfasst hat.

In den ›Geheimen Aufzeichnungen‹ beschreibt Belyj seinen Aufenthalt in Dornach als eine Zeit der Krisen und Prüfungen, hervorgerufen durch das Betreten des anthroposophischen Einweihungsweges. Sein Lieblingsschriftsteller Friedrich Nietzsche gab dafür das Bild des »Seiltänzers über dem Abgrund« vor. Aus Steiners Vorträgen entlieh Belyj die Systematik eines dreistufigen Initiationsweges, die er rückblickend auf sein Leben im Umfeld Steiners anwendet. Das zweite Schwellenerlebnis, die »Begegnung mit dem Löwen als einer schrecklichen Frau« (vgl. S. 182f.) sieht er in seiner Selbstanalyse in dem Verfolgungswahn durch eine »schwarze Frau« gespiegelt, die in seinen Neurosen mit der Gestalt Nataschas verschmilzt. Die Ursache für Belyjs seelische Not war die Tatsache, dass Assja ihm die ehelichen Beziehungen aufgekündigt hatte, weil sie sich ganz der Anthroposophie weihen wollte. Er hatte daraufhin versucht, seine körperlichen Bedürfnisse durch ein intensiviertes meditatives Leben zu bekämpfen, was dazu führte, dass sein Innenleben sich völlig entzweite. Ekstatische geistige Höhenflüge wechselten sich ab mit dem übermächtigen Drang der leiblichen Bedürfnisse – all dies beschreibt er ungeschminkt in den ›Geheimen Aufzeichnungen‹. In dieser Situati-

on wurde die Schwester seiner Frau zum Objekt seiner Begierden, und bisher war unklar, wie genau Nataschas Haltung in dieser Angelegenheit war. Aus dem einzigen von ihr erhaltenen Brief aber wird nun deutlich, dass sie das Ganze, genau wie ihre Schwester, für eine krankhafte Phantasie Belyjs hielt und sich aus Angst vor einem Gefühlsausbruch seinerseits von ihm distanzierte. Die Briefe Belyjs hingegen spiegeln das bis 1913 und nach 1916 freundschaftlich-warme Verhältnis zwischen beiden, das in den Jahren 1914 bis 1916 durch Belyjs Liebeswahn eine einseitige Dramatik entwickelte, an der Natascha keinen Anteil trug.

Neben einer sehr subjektiven Schilderung der seelischen Schwierigkeiten und inneren Konflikte, die das Betreten des anthroposophischen Einweihungsweges mit sich bringen können, sind die Briefe Belyjs auch ein Zeugnis des damaligen anthroposophischen Lebens in Dornach. Rudolf Steiner wurde offensichtlich auch in die Beziehungskrisen seiner Schülerschaft verwickelt, musste sich um die Aufklärung von Skandalen kümmern, die das Gesellschaftsleben erschütterten. Belyj reflektiert außerdem über die veränderten Bedingungen des Zusammenlebens in einer Weltanschauungsgemeinschaft: Welche Wandlungen erfahren die traditionellen Lebensformen von Familie und Freundschaft, wenn Menschen ihr Leben einem gemeinsamen geistigen Ziel weihen?

Die biografische Skizze Assjas enthält sehr kritische Urteile über Belyjs frühes schriftstellerisches Werk, das aus der Perspektive der »anthroposophisch Eingeweihten und Wissenden« als Resultat der »Verirrungen einer unreifen Mystik« (S. 161) qualifiziert wird, während die Anthroposophie als Rettung der irrenden Schriftstellerseele erscheint. Belyjs reiche Tätigkeit in den Jahren nach der Oktoberrevolution wird nur kurz erwähnt, was das grundsätzliche Desinteresse der anthroposophischen Gemeinschaft an Belyj als Kulturschaffendem spiegelt. Das Nachwort von Beyer ist sehr hilfreich, da es den Wert der hier erstmals veröffentlichten Dokumente für die Forschung ersichtlich macht und das Briefmaterial in den Kontext von Belyjs Gesamtwerk einordnet. Leider wurden

die bibliografischen Angaben des bereits 2015 auf Englisch erschienenen Textes nicht aktualisiert, denn 2016 ist eine umfassende Materialsammlung auf Russisch unter dem Titel ›*Avtobiografičeskie svody*‹ (›Autobiografische Zusammenstellungen‹) erschienen, die den gesamten Text der ›Geheimen Aufzeichnungen‹ (im russischen Original ›Material zur intimen

Biografie‹ genannt) enthält, also auch die Jahre 1880-1911, die tiefe Einblicke in Belyjs seelisch-geistige Entwicklung vor seinem Zusammenreffen mit der Anthroposophie geben. Dort ist auch der Anfang der 30er Jahre entstandene ›*Rakurs k dnevniku*‹ (›Perspektivische Verkürzung eines Tagebuchs‹) abgedruckt.

*Angelika Schmitt*

## Wie aus einer anderen Welt

STEFFEN HARTMANN: **Benjamin oder das Kind über den Wolken**, Edition Widar, Hamburg 2019, 80 Seiten, 14 EUR

Das neue Buch von Steffen Hartmann wurde als Teil einer Trilogie verfasst, in der sich drei Autoren von verschiedenen Standpunkten aus mit dem Thema des »inneren Kindes« befassen. Die beiden anderen Teile sind, ebenfalls 2019 in der Edition Widar erschienen, Johannes Greiner: ›Das innere Kind und der Quell der Kreativität‹ und Torben Maiwald: ›Sonnenklar – Gespräche mit meinem inneren Kind‹. Hartmann übernimmt dabei das Feld des Literarischen. Das Buch ist also ein Versuch, das innere Kind durch eine Erzählung sprechen zu lassen. Dies gelingt auf sehr bemerkenswerte Weise.

Aufbauend auf autobiografische Erfahrungen des Autors lernt der Leser das Verhältnis von Steffen, dem Erzähler, zu Benjamin kennen – das »Woher kommst du? Der Zukünftige, der noch nicht ist. Benjamin der Ungeborene, der aus dem Staublosen, dem Sternenfunkeln, über den Wolken, jenseits der Worte.« (S. 10) Steffen unterhält sich mit ihm, schildert Situationen und Ereignisse, in denen er ihm nahe war und ihm Fragen stellte – Fragen, über deren Antwort man eigentlich nichts wissen kann als Mensch. Dementsprechend sind die Antworten nicht für das Wissen gedacht, sondern für einen Teil der Seele, der tiefer, oder besser gesagt: ferner liegt als der, in dem jenes eine Rolle spielt.

»Es gibt ein Regenbogenland«, erzählt Benjamin über seine Herkunft: »Es ist das Land der Ungeborenen. Alles ist dort in Bewegung, alles ist dort in einem wunderschönen Farbenfluss. Ein beseligender Klang erfüllt die Ungebore-

nen, tönend unaufhörlich. Die Seelen baden in schaffender Weltenmusik.« (S. 13)

Wüsste man nicht, dass Hartmann auch Texte zu philosophischen Fragen und zur Ideengeschichte der abendländischen Philosophie verfasst hat, in denen er durch scharf gefasste Begriffe den Übergang von letzterer zur Anthroposophie umreißt, dann könnte man verleitet werden, die zarte Sensibilität seines neuen Buches als kitschig abzuwerten. Doch da läge man falsch, denn begibt man sich hinter und zwischen die Zeilen, so tritt einem eine bedingungslose Ehrlichkeit entgegen, die zu Papier zu bringen eine große Leistung ist, denn sie macht angreifbar. Besonders stark wirkt diese Ehrlichkeit, wenn Steffen schildert, wie Benjamin über den Wolken die Explosion der Atombombe auf Hiroshima und deren Folgen erlebte: »Unwesen der absoluten Zerstörung drängten auf die Erde. Benjamin konnte sie sehen, spüren, ein Sog ging von ihnen aus. Ein grauer, grausamer Sog, sagt Benjamin. In diesem grauen Sog war aller Haß auf die Erde und die Menschen vereint. Ein Haß aus Äonen. Vernichtung allen Sinns, Vernichtung allen Seins. Die BOMBE fiel auf Japan. [...] Japan brachte das Opfer [...]. Gleichzeitig wurden all diese Menschen von Hiroshima in das Staublose gerissen, alle in einem Augenblick, aber nicht gemeinsam. Man kann nur alleine sterben, nicht gemeinsam. Die BOMBE trieb alle in die Vereinzelung.« (S. 26)

Benjamin errichtete mit anderen Kindern von über den Wolken für die Opfer eine Brücke über

das Nichts, »über das Grauen der absoluten Zerstörung. [...] Eine Brücke, auf der viele der zerfetzten Erdenopfer geborgen werden konnten. Alle? Benjamin weiß es nicht.« (S. 27)

Während des Lesens verschwimmen die Grenzen zwischen Erzählung und autobiografischem Lebensbericht. Deshalb ist immer klar, dass der Autor durch Benjamin über sich selbst spricht, dass er seine eigene Seele preisgibt in einem Bereich, der so sensibel ist, dass man eigentlich gar nicht darüber schreiben kann – doch Hartmann versucht es trotzdem.

Umso stärker und mutiger sind Passagen, in denen Steffen von seinem (scheinbaren) Scheitern erzählt. Beispielsweise als er dem Meisterpianisten Anatol Ugorsky vorspielen darf und ihm dieser liebevoll, aber deutlich erklärt, dass es an ihm an grundlegendem pianistischem Handwerkszeug mangle. Diese Bewertung läutet das Ende der Ambitionen Steffens ein, als Konzertpianist aufsteigen zu wollen. Benjamin sagt ihm zu diesem Erlebnis: »Du fragst mich, wo ich war, als du stürzttest? Du fragst,

wo ich war als Du schriest und blutetest? [...] Da war ich der Sturz selbst und der Schrei und das Blut. Ungetrennt von Dir. Ganz im Strom Deines Lebens. Ganz nah bei Dir. So nah, dass Du Dich alleine wähnstest.« (S. 52)

Immer wieder wird man beim Lesen mit der Frage nach dem »eigenen Benjamin« konfrontiert. Unweigerlich fühlt man sich dem Autor nah, wenn man mit den Ohren des »eigenen Benjamin« dem Geschriebenen nachlauscht. Dann hat das Buch das Potenzial, im Leser eine Kraft zu entfalten, welche die Seele in die Bereiche jenseits der Worte und Begriffe führt, dorthin, wo der Mensch seinen Ausgangspunkt nimmt, bevor er sich auf den Weg zur Erde macht. Und darum gelingt Steffen Hartmanns Versuch, literarisch über das innere Kind zu schreiben, weil er den Leser über die Gefahr hinweg mitnehmen kann, von der Statik der eigenen Härte daran gehindert zu werden, in die Sphäre der Ehrlichkeit einzutauchen oder aber sich im »Staublosen« zu verlieren.

*Ingolf Lindel*

## Gibt es Spiel ohne Ernst?

CÉLINE MINARD: **Das große Spiel. Roman**, aus dem Französischen von Nathalie Mälzer, Verlag Matthes & Seitz, Berlin 2018, 192 Seiten, 20 EUR

Eine Frau hat sich mitten in die Alpen nach eigenen Entwürfen eine Wohnröhre bauen lassen. Die namenlose Ich-Erzählerin will dort das Wesen der Einsamkeit erforschen. Sie erlegt sich die Einschränkungen des Alleinseins auf, um dessen Freiheiten zu erfahren. Was als sachliche Versuchsanordnung unter besten Voraussetzungen beginnt (die Frau ist geübte Bergsteigerin), provoziert Überraschungen: Zwischen den sturmtumtosten Gipfeln gibt es ein zweites Wesen, mit dem die Hauptfigur sich auseinandersetzen müssen. »Die Wege der beiden Eremiten werden sich bald kreuzen«, heißt es im Klappentext, »denn die Welt fordert zum Spiel auf, und spielen kann man nicht mit sich allein.« Letzteres stimmt zwar so nicht (meine eigenen Forschungen an Menschenaffen ergaben ein anderes Bild), doch kann ich

den Denkansatz akzeptieren: Der Mensch ist grundsätzlich ein geselliges Wesen.

Der zitierte Satz klingt zu apodiktisch, Werbetext eben, aber das ist nicht typisch für dieses Buch, ganz im Gegenteil: Viele der tiefergehenden Bemerkungen sind in Frageform formuliert. Mag sein, dass die Autorin damit bewusst an sokratische Denkfiguren anknüpft. Aber: »Die Frageform ist nur dann erträglich, wenn man sie auf sich selbst anwendet. Man muss sich jeden Morgen aufs Neue bewusst machen, dass man Undankbaren, Neidern und Schwachsinnigen so lange begegnet, wie man auf andere Menschen trifft. Jeden Morgen muss man sich fragen: Wer bin ich? Ein Körper? Ein Vermögen? Ein Ruf? Nichts von alledem. Welchen Weg zum Glück sollte ich versäumt haben?« (S. 12) Das sind Anfangssätze. Am Ende

sind noch immer nicht alle Fragen beantwortet: »Ist dies das Spiel, das ich gesucht habe? Jenes, das die herrschaftslose Drohung und das gegenstandslose Versprechen kombiniert? Das Spiel ohne dunklen Teil, das kristallklare Spiel? Die Methode? Die Möglichkeit, sich abzulösen, sich selbst zu überraschen und sich zu empfangen? [...] Werde ich morgen wissen, ob die Ewigkeit in einer abgeschlossenen Dauer enthalten sein kann? Werde ich mehrere Partien spielen? Kommt es darauf an?« (S. 185) Zwischendurch hieß es, diesmal ein paradoxer Aussagesatz: »Die Gegenwart. Eine Sackgasse, die sich auf beiden Seiten zur Ewigkeit öffnet« (S. 30) - ein Satz, mit dem ich als Leser etwas anfangen kann, wenn ich mich auf das Bild einlasse. Das vollkommene Leben in der Gegenwart, das immer wieder gelernt und geübt werden muss, und zugleich die Anbindung an ein früheres und ein künftiges irdisches Leben.

Dieser »Roman« ist eine seltsame Mischung, ungewohnt und unerwartet. Mit den bisherigen Beispielen habe ich nur die reflektive, denkerische oder, sagen wir: philosophische Ebene gestreift. Es gibt aber natürlich auch eine erzählerische Ebene, sonst könnte der Text nicht »Roman« genannt werden. Und drittens gibt es als durchgehenden Themengrund das Verhältnis des Menschen zur Natur. In der gegenwärtigen Literatur zeigt sich eine aktuelle Tendenz, geradezu eine Modeerscheinung, deren Wurzeln aber über 200 Jahre zurückliegen: das *nature writing*, ein sprachlich etwas verunglückter und schwer zu übersetzender Begriff, weshalb der englische Ausdruck hier übernommen wird. »Das große Spiel« ist hier einzuordnen.

Die Lebewesen der näheren Umgebung reagieren, es kommt scheinbar zu einem Dialog und zur Mitteilung untereinander. Einer Spur ist zu entnehmen, dass der Otter das neu angelegte Forellenbecken besichtigt hat. Der Eichelhäher hält, wenn die Frau arbeitet, »regelmäßig nach dem Lärm Ausschau, bevor er ihn mit einem Schrei bestätigt und zu seinen Eichelhäher-Beschäftigungen zurückkehrt.« (S. 32) - »Meine Anwesenheit wird aus unzähligen Perspektiven wahrgenommen und kommentiert.« (ebd.) Die Beobachtungen münden in eine fragende Über-

legung: »Und wenn man nur in einer Fülle unterschiedlicher Lebensformen zu seiner eigenen finden könnte? Die komplexeste, die freieste, die uneigennützigste?« (ebd.) Die weiter entfernte Natur bleibt aber unbeteiligt: »Die Berge haben keinen gesunden Menschenverstand. Sie sind lebensfeindlich. Sie erinnern mich täglich daran, dass diese Welt nicht die meine ist. Sie gehört mir nicht, sie dient mir nicht. Sie lässt sich nicht ausbeuten, bestenfalls kann man einen Garten bestellen.« (S. 142) Diese Gedanken kommen der Erzählerin nach einem mehrere Tage langen Sturm. Die Natur wurde bedrohlich, aus dem Spiel wurde Ernst.

Bedrohlich wirkt anfangs auch eine zweite Eremitenfigur, das Verhältnis wandelt sich aber, aus dem Ernst darf Spiel werden. Der romanhafte Teil ist gut erzählt, die Autorin versteht es, lange die Spannung aufrechtzuerhalten, was das wohl für ein seltsames zweites Wesen ist. Ich will deshalb auch nicht viel verraten, nur so viel: Dieser männlich wirkende, weibliche Mensch, genannt Dongbin, der in einem früheren Leben ein General war, der schreckliche Taten ausgeführt oder veranlasst hat, hat seit seinem Rückzug in die Berge offensichtlich in der Fähigkeit, andere Bewusstseinszustände zu erreichen, ein Stück weiter als die Frau.

Offen bleibt allerdings die Frage, wie weit dieses zweite Wesen überhaupt für sich existiert, oder ob es sich um einen Doppelgänger der Frau handelt, ihren Schatten, mit dem sie sich in der Einsamkeit auseinandersetzen hat. Nicht jedes Rätsel wird gelöst in diesem Roman, viele Fragen bleiben ohne Antwort und regen damit zum Nachdenken an. Das gilt auch für den letzten Satz: »Wie könnte einer die Welt empfangen, der sich nicht selbst zum Einsatz des Spiels macht?« (S. 185)

So kann ich diesen Roman denen empfehlen, die solch eine anregende Offenheit schätzen. Eine Bemerkung möchte ich aber noch anfügen: Alkohol spielt für meinen Geschmack eine zu große Rolle. Die Frau hat einen Vorrat mitgenommen; Dongbin entdeckt ihn und benutzt ihn, um sein Bewusstsein zu verändern, was bekanntlich kein empfehlenswerter Weg ist.

Helge Mücke